

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 213.

Dienstag, 13. September

1927.

(12. Fortsetzung.)

Das grüne Monotol.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Nach Verlauf dieses Gespräches zwischen dem Botschaftsrat und Gerrit Glynn waren die 30 Minuten Zwischenlandung in der Lahnenwalder Heide nunmehr abgelaufen. Die Passagiere, soweit sie nach Amsterdam oder London wollten, nahmen ihre Plätze wieder ein. Vom Turm kam das Startzeichen. Die Motoren begannen auf Touren zu kommen.

"D. 891" rollte an.

Und abermals entsäferten sich Perspektiven und Prospekte, abermals umfing die Fluggäste des riesigen Liegefenders der Zauber erdengelösten Dahingleitens durch tausendfach opalifizierende Sonnenstrahlungen und phantastische Wolkengebilde.

Selbst Gerrit Glynn wandte ihr Interesse jetzt dem zu, was unten auf der Erde und rings im Äther sich den Augen bot.

Aber der Botschaftsrat hatte keinen Blick mehr dafür. Die Worte der Deutsch-Engländerin hatten in seiner Seele alle Wunden wieder aufgerissen, daß sie neu zu bluten begannen, als wären sie ihm erst in dieser Stunde geschlagen worden.

Lagen nicht vierundzwanzig qualzermürkte Stunden zwischen dieser Stunde und jenem grauenhaften Moment, als er auf seinem Schreibtisch Christas Brief gefunden und den niedrigsten, erbärmlichsten Verrat erlitten, den je ein Mann hatte kennenlernen müssen?

War seine Verlobte mit dem georgischen Altenstück nicht seitdem spurlos verschwunden?

Hatte nicht selbst der Unterstaatssekretär Dr. Heinrich mit Worten, die trotz aller behutsamen Zurückhaltung jedes Mißverständnis ausgeschlossen, Christa Borells Schuld gleichfalls als unwiderleglich erwiesen angenommen?

Von der vorgestrigen, brieslichen Beichte bis zu diesem Zwangspause, den er auf ausdrücklichen Wunsch, der einem Befehl gleichkam, hatte antreten müssen — war Glied für Glied die Kette geschlossen.

Lehrte Zweifel, vage Hoffnungen, sanguinischster Optimismus — alles mußte scheitern an dem ungeheuerlich frevelhaften Vertrauensbruch, den die blonde Christa Borell begangen und in einer letzten Regung überholter Reue selbst eingestanden hatte, ehe sie alles im Stich ließ und aus Berlin verschwand, um sich einem Manne auszuliefern, den Hennet von Traß nicht kannte.

Ein Labyrinth widerspruchsvollster Unmöglichkeiten, die allem ins Gesicht schlugen, was die Zeit der Verlobung in sich getragen an tief verhaltenem Glück und auchzendem Daseinsüberschwang und verträumtem Ahnen naher selig-bejeligernder Gemeinschaft?

Pah — wer vermaß sich, in den Herzen der Menschen, wer, in der Seele eines jungen Weibes zu lesen, das mit seiner Tat vielleicht irgendwelchen dunklen Lockungen eines ihr bisher selbst fremden Naturtriebes folgte und Vergangenheit und Gegenwart in der dämonisch rauschtrunkenen Erwartung phantastischen Zukunftsglücks betrog, das sie wie eine Hypnose bannte und über alle Hemmungen hinwegriß?

Sa — Christa war ihm verloren.

Eine Frau, die sich selbst aufgibt, der Treue und

Glaube und Verlobnis und die Ehre des Mannes, den sie einmal geliebt, so wenig bedeutete, daß sie es mit einer einzigen Handbewegung beiseite schob, als wär's nur ein Firlefanz gewesen. Narr, der er war, daß er noch immer den verlorenen Posten hielt.

Weshalb wehrst du dich, Hennet von Traß, zu glauben, was du doch mit eigenen Augen siehst? Würgt's dir so heiß in der Kehle, weil du jetzt durch ein Trümmerfeld zerschlagener Illusionen wates? Peitscht dich dein Stolz nicht mit Geißelhieben fort von dem Gedächtnis einer Frau, die dir für deine Liebe keinen besseren Dank wußte, als dir zum fast vollendeten Selbstmord die Repetierpistole in die Hand zu zwingen?

Reiß' dich zusammen, königlich preußischer Rittmeister a. D.! Besinn' dich auf deine verfluchte Pflicht der Selbstachtung und lach' einmal — ein einziges Mal nur und jetzt zu dieser Stunde! — verächtlich und meinetwegen überheblich arrogant so recht aus tiefster Seele auf!

Ein einziges Mal nur — dann hast du's überwunden!

Wenn man fünfunddreißig Jahre zählt und der Botschaftsrat Hennet von Traß ist, wenn irgendwann in absehbaren Jahren das Portefeuille eines Ministers oder das Argument eines Botschafters windt, wenn nach wie vor in Geltung bleibt, daß Stolz und Ehrgeiz eines Mannes höher stehen, als wehleidige Liebesseufzer eines waschlappigen Jämmelings — dann reiht die Welt noch immer weit ihre Tore vor dir auf.

Lach' und wirf auf den Kehrricht, was deine Hände nicht mehr anrühren dürfen ohne sich zu beschulden — dann ist's geschafft, und du bist wieder du selbst! —

Er vermochte es nicht.

Er hiß die Zähne zusammen, weil die wieder aufgebrochenen blutenden Wunden bis zum Wahnsinn schmerzten.

Durch seine grübelnden Gedanken hämmerte, was Gerrit Glynn da vorhin in scherhaftem Ärger gesprochen:

„Seitdem Sie aber in Christas Leben sind, ist alles andere vergessen. Sie spricht nur von Ihnen, sie denkt nur an Sie, sie verkörpert alle Zukunftshoffnungen nur noch in Ihrer Person.“

Wort für Wort hatte er behalten.

Wie ein halbwürdiger Wüstenwanderer über murmelndem Dosenquell niederstürzt und mit fest aneinandergepreßten hohlen Händen schöpft, daß auch kein Tropflein ihm verloren gehe.

Und plötzlich stand vor seiner Seele die Gewißheit: was Christas Freundin da gesprochen — das ist nicht nur gewesen, das ist auch heute noch so! Alles kann und darf nur ein Wust von Irrtümern, Mißverständnissen und ungewollten Täuschungen sein. Trotz des Abschiedsbriefes und trotz der überstürzten geheimnisvollen Abreise und trotz des verschwundenen Altenstückes! Eine Frau wie Christa Borell könnte wohl bestimmtlos sich selbst opfern, wenn sie es zu meinem Glück tun müßte — aber keine Macht des Himmels und der Erde wäre imstande, sie zur Trennung und Verrat zu treiben!

Wer aber fand durch diese Wirkung von Rätseln und Widersprüchen den Weg zur Lösung?

Wer?

Und in jüher Eingebung wußte Henni von Traß: es gab nur einen einzigen Menschen, der das schaffen konnte: John Kerridge!

Weil er den Namen des stiegewohnten englischen Detektivs trug, weil man sich von seinen Erfolgen märchenhafte Einzelheiten erzählte, weil das große britische Weltreich ihn in verantwortungsvollster Sonderstellung seinem Foreign Office attachiert hatte, und weil das Schicksal selbst es gesagt, daß er der Vetter der kleinen Gerrit Glynn war und gegenwärtig in Berlin weile.

Deshalb durfte nur und nur John Kerridge es sein! Sein Votum sollte die allerleste Entscheidung bringen:

Bestätigte er Christas Unschuld — dann lohnte es, allem die Stirn zu bieten und bis zur letzten Patrone zu kämpfen.

Wies er aber nach, daß sie in Wahrheit ungeheuerlichen Verrat an ihm begangen — so war sein Leben endgültig verwirkt und er fuhr zu Inez Rion und trieb seine Forderung ein.

„Ja — so will ich's halten!“ sagte er unwillkürlich laut in das Motorengeknatter hinein.

Es war wie ein Schwur.

Und nun überfiel ihn das Fieber der Ungeduld und ließ ihn nicht wieder los, bis kurz vor zwei Uhr „D. 891“ auf dem Amsterdamer Flugplatz Schiphol landete.

Da gab es vor der Kabinettsür erst die niederländische Pass- und Zollrevision, die sich jedoch schnell und in den konziliantesten Formen abspielte.

Dort bat der Botschaftsrat das Sportsgirl ein paar Schritte abseits, wo man ungestört reden konnte.

Sagen Sie bitte, gnädiges Fräulein, wann beginnt in Wimbledon Ihr Tennisturnier?

„Heut haben wir Donnerstag, nicht wahr? Also am kommenden Montag.“

„Und bis wann haben Sie dort einzutreffen?“

„Rechtzeitig, nicht früher;“ sie lachte. „Haben Sie vielleicht die Absicht, mich während der dazwischenliegenden drei Tage einzuhören und für sich mit Beischlag zu belegen?“

Die Absicht hege ich allerdings — sofern Sie sich entschließen könnten, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, deren Bedeutung Sie nicht zu ermessen vermögen.“

Ihr Lachen erlosch.

„Sie sind so merkwürdig ernst, Herr von Traß. Was haben Sie denn?“

„Eine Bitte, gnädiges Fräulein, deren Erfüllung unter Umständen viel, sehr viel bedeutet: Vorhin in Hannover erwähnten Sie, daß John Kerridge Ihr Vetter sei und gegenwärtig in Berlin weile.“

Sie nickte bestätigend.

„Wäre es nun irgendwie zu ermöglichen, daß Sie während der nächsten zwei bis drei Tage hier in Amsterdam blieben und durch Funktelegramm Mister Kerridge veranlaßten, auf dem schnellsten Flugwege herzukommen?“ „Sie brauchen ihn?“

„In einer dienstlich-privaten Angelegenheit, von der unendlich viel abhängt.“

Und dazu die fast schmerzhafte Spannung seiner Züge, die er vergebens zu meistern suchte.

Gerrit Glynn schien sie nicht zu bemerken. Sie liebte seit jeher kurze Entschlüsse.

Setzten nur brauchte sie, um die Zeit zu überbrücken und ihre Dispositionen zu treffen.

Dann war alles klar.

Allright, Herr von Traß. Bis Sonntag früh stehe ich Ihnen zur Verfügung, dann muß ich weiter. Chartern Sie ein Auto und lassen Sie Ihr und mein Gepäck aufladen. Wo werden Sie hier wohnen? Vermutlich doch im Amstel-Hotel. Also nehme ich mir dort gleichfalls zwei Zimmer. Und sofort, wenn wir im Hotel sind, telegraphiere ich an John. Bis zum Abend können wir seine Antwort schon hierhaben. Ich mach's dringend — dann kommt er bestimmt. Also — go on!“

(Fortsetzung folgt.)

Weltgeschichte.

Unendlich weit und tief ist das Geschehen,
Von Anbeginn schon ewiglich gewesen.
Und wenn wir manchmal in den Spuren lesen,
Vernehmen wir ein urgewaltig Wehen.

Wir suchen unser menschenkleines Denken,
In das Vergangene hinein zu pressen.
Und in das Dunkelste, das unermessen,
Vorführt es uns, den schnellen Schritt zu lenken.
Doch ewig bleibt das Ganze uns verschwiegen, —
Wir hören nur ein tiefes Wasser rauschen
Und in das weite Meer der Zukunft fliehen;
Und wenn wir manchmal fast hinab gestiegen,
Dann kommt ein fremder Ton und zwingt zum Lauschen,
So daß wir unser Wissen nie beschließen.

Frans Cingia.

Der heilige Florian.

Von Kuni Tremel-Eggert.

Es ist unglaublich, was alles modern werden kann. Jetzt sind es die Bubiköpfe, eine Zeitlang waren's Holzfiguren, hölzerne Heilige mit im Flattern erstarnten Barockgewändern, Nepomuks, Wendeline in allen Formen und bis über Lebensgröße. Man sollte nicht glauben, was alles ansteckt — auch die Holzfigurenmode tut's — oder tat es, und zwar passte sie den Genossen meines ehelichen Lebensweges. Er war unheimbar — d. h. er guckte zuletzt nur noch in Geschäfte, in denen zerklebte, verschundene alte Holzheilige standen, die von den Dörfern in die Stadt wanderten, von ihren Postamenten stiegen, aus ihren Nischen krochen, von denen aus sie Hunderte oder auch weniger von Jahren, Wetter und Menschen betrachteten und betreuten. Das Wort „Mode“ brachte es fertig, die festgesetzten losulösen und bald standen sie in Salons und Herrenzimmern und sahen und hörten erstaunt, daß sie nun zur modernen Kultur gehörten.

Bei einem „Freund unseres Hauses“ stand zum Beispiel ein überlebensgroßer heiliger Johannes der Täufer — in der Raucherecke hinter einem tiefen Lederklubessel. Er reckte seinen tausenden Arm mit der Schale — aus der das hölzerne Wasser niedertropfte, so weit über den im Sessel Sitzenden, daß der im Laufe der Unterhaltung immer zwischendrin nach oben schielte, in der unbestimmten Angst, in der nächsten Sekunde getauft oder nochmals getauft zu werden. Wenn der Hausherr diesen Blick sah, war er jedesmal tief beglückt, denn er sah daraus die „künstlerische“ Wirkung seines barocken Johannes, dem auch wirklich barock lustig und lustig ein dürftiges Lachen um die sonst nackten Beine wehte.

Was Wunder, was einer, der oft in dem bewußten Klubessel saß, sich auch einen hölzernen Heiligen wünschte, zumal, ja so, zumal, wenn er gar noch eine Bauernstube dafür hatte. Meine Reden halsten nichis, die bekannten „neun Steine“ wurden umgewälzt und zum Vorschein kam ein heiliger Florian. „Lebensgröße?“ fragte ich ängstlich. — Nein, „Kindergröße“ etwa. Natürlich Barock. Was ich für eine Freude hatte, aber ich sagte nichts; die Ehe macht weise und ich hatte am Ende meine Erfahrungen nach verschiedenen Seiten — dazu hatte sich ein Liebes bei uns angesetzt und ich sollte und wollte in der Zeit nur Frohes, Freudiges erleben. So freute ich mich mit lachendem Gesicht und strahlenden Augen auf den heiligen Florian, wie es von mir verlangt wurde.

Ein paar Tage später gehe ich in meine sonnenhelle, blühblanke Bauernstube, als mich ein grauer Fleck stört. Ich suche — und sehe auf dem Ofen den heiligen Florian. „Versehen“ wollte ich sagen, aber ich sagte nichts, denn neben mir lachte einer besitzerstolz mit allem, was zum Lachen da ist. „Sein — gelt?“ sagte er und legte so recht feierlich den Arm um mich. Ich atmete tief, dann sagte ich gedehnt: „Und soll er auf dem Ofen stehen?“ Bögernd: „Ja, wo anders geht er nicht hinauf.“

Pause — —!

„Gefällt er dir nicht?“

— — — Nein!“

„Es kläng kurz — bestimmt! Ich konnte nicht anders.

Wetterleuchten — männliches.

Wetterleuchten — weibliches! Frage meinerseits: „Wirst du im Leben nicht gescheit? Ich habe auf dem Speicher eine Latern —!“

„Du wirst doch nicht sagen, daß mein Heiliger —!“

„Da straffe ich mich — es gilt — und ich sage fest: „Das ist das gründigste, schmuckigste, verschönigste Ding, das ich je sah und es bleibt mir nicht in meiner Stube.“

Er hat noch Hoffnung, hebt den Florian herunter, stellt

ihn auf den Tisch, nun so recht ins volle Licht. Ich sehe, es fehlt ihm der linke Unterarm, in dem er wohl auch irgend etwas hielt, aber ich weiß als Mensch meiner Zeit natürlich, daß abgeschlagene Nasen, fehlende Arme und Beine, selbst fehlende Köpfe, den Wert eines Kunstwerkes eher erhöhen als beeinträchtigen, und ich sage deshalb nur: „Der linke Arm fehlt auch“, wofür ich einen strafenden Blick erhielt. Da löst sich unter dem linken Fuß der Figur ein schwarzes, längliches Ding und rollt mir vor die Nase. Ich hebe es auf und frage: „Was ist denn das?“

„Ein Pestkinder“, sagt er halblaut, „ein Pestkinder.“ Als ob ich mich gebrannt hätte, entfällt mir das schmutzige, schwarze Stück Holz, das tatsächlich die groben Formen eines Pestkindes darstellt. Nun sah ich auch, daß der Heilige in der Rechten eine flatternde Fähne hält, auf die eine spätere Zeit stümperhaft ein rotes Kreuz malte.

Ich fuhr mit mit gespreizten Händen die Hütten entlang, mich schüttelte Entsetzen. Es gab ein Wortgefecht, das ich wegen Platzmangel unterschlage, und dann knüpfte das Pestkinder im Feuer, der Heilige aber wurde mit der Versicherung, daß mit so einem Heiligen ein gutes Geschäft auch noch zu machen sei, in Papier gehüllt und fortgetragen. Nur der grau-grün-schmutzige verklebte Kopf mit dem hölzernen, auf den Hängeloden flott zurückgesetzte Helm quakte heraus, und mir schien's, daß die spitze Nase sich spöttisch hochzieht, der Mund aber wissend — und von einem Jungen Zug geträuselt sei.

Nach acht Tagen erfuhr ich, daß der heilige Florian mit glänzendem Gewinn verkauft sei, und ich freute mich herzlich darüber, aus allen gegebenen Gründen, ich sprach darum nicht mit wohlwollenden Worten.

Das alles liegt längst weit zurück und ich dachte nimmer daran. In der Wiege liegt mir ein runder, lachender Bub, der all mein Denken in Anspruch nimmt. Unsere Bekannten fragen mich immer nach ihm, so auch ein lieber Alter, der ein befannter Holzbildhauer ist. Ich begegnete ihm kürzlich auf der Straße, als ich Bubi ausfuhr. Wir plauderten eine Zeitlang und er freute sich mit mir meines Jungen; wir waren fast schon auseinander, als er plötzlich nochmals zurückließ und sagte: „Gelt, daß ich's net wieder vergebe“, sagen Sie Ihrem Mann, er möchte nun doch mal den heiligen Florian holen, er steht mir immer so im Weg, ich hab' so wenig Platz in meiner Werkstatt — sagen Sie ihm, ich habe ihn mit dem besten Willen niemand verlaufen können.“

„Ich glaube Ihnen gern“, sage ich und lache; da lacht auch er: „O mei, nun gar so arg schlimm ist er nun auch net? Es gibt schon noch Schlimmere.“ Weil ich lachte, lachte mein Bub mit, obwohl er nicht wußte, warum.

Als am Abend sein Vater kam, fragte er sofort: „Was ist dir denn heute Lustiges begegnet?“ — „Der heilige Florian!“ So haben wir lange nimmer gelacht, wie an jenem Abend.

Ein paar Wochen später ist's. Da läutet es. Ich öffne und vor mir steht der brave Künstler, den in ein schwarzes Tuch gehüllten Heiligen im Arm. Lächelnd stellt er ihn vor mich hin, und siehe, sein linker Fuß, der das Pestkinder trat, steht auf einem neuen hölzernen Stein, sein linker Arm aber wächst neu, gelbweiß, aus dem barockgesäflieten Sölatenrockärmel. Er hält ein kleines geschnitztes Kübelchen, aus dem er hölzernes Wasser schüttet. Ich beschwir alles mit lustigen Augen und lasse mir dann die Sache mit dem Kübelchen erklären. Räumlich — wenn man das Kübelchen nach rechts drehen will, rückt und wanzt es nicht, wenn man's aber vorsichtig nach links dreht und dabei ein bisschen abwärts drückt, geht es tadellos heraus. Als ich das dann zu Mittag meinem Mann vorführte, da hat er mich doch so fest an beiden Armen gepaßt und umeinandergebaut, daß ich blaue Fleden bekam, die hab' ich nun dem heiligen Florian zu verdanken. Aber wenn nun ein Mensch glaubt, daß mir mein Florian feil ist, der irrt sich gewaltig, denn wenn mich nun Welt und Menschen ärgern und verdriessen, dann gehe ich hinaus in den Hausschlur, wo der Florian nun steht, drehe ihm das Kübelchen sein links aus der Hand — und so geschieht kann ich es manchmal, daß es nicht einmal anstreift — erkennd, daß vieles, was nach rechts nicht gehen will und kann, oft mit dem gleichen Erfolg von links erreicht werden kann, und zwar schmunzelnd — wie beim Kübelchen meines heiligen Florians.

Das Mondschaf.

Von Thea Reimann.

Sie studierte Gesang, und zwar nicht als ein gewöhnliches, durchschnittlich begabtes, gesangsstudierendes Haussöchterchen, von denen zwölf ein Dutzend und dreizehn eine Gesangsschule bilden, sondern als einzige Schülerin eines berühmten Meisters.

Sie wohnt, möglicherweise mit „Familienanschluß“, der hauptsächlich darin bestand, daß die Familie, deren Anschluß sie gemietet hatte, von ihrer Wurst und ihrer Butter mitab und einen Nachschlüssel zu ihrem Schreibtisch hatte.

Sie fühlte sich unglücklich in dieser Stadt, in die sie, nach seinem Sturz, dem berühmten Meister gefolgt war. Dieser Sturz war das Ende einer Reihe tragischer Katastrophen, die aus temperamentvollen Extempores, genialen Verbummelungen und heldenmütigen Sorglosigkeiten bestanden und schließlich seine Entfernung von der berühmten Bühne bewirkten.

Sie fühlte sich unglücklich und sagte: „Landschaftlich ist diese Stadt doch gar nichts. Nicht einmal einen Wald hat sie.“

Was ihrer Wirtin Veranlassung gab, rezitiert zu erwidern: „Nu, 's Lindental is wohl nischt?“

„Das ist doch kein Wald“ sagte sie.

„Nu, das is genau so gefährlich wie jeder andere Wald“, wurde geantwortet, „da kann sonstwas drin passieren.“

„Da würde ich um Mitternacht noch durchgehen, ohne Angst zu haben, daß was passiert. Wetten, daß ich nicht mal angesprochen werde?“

„Die Wette würde ich wohl gewinnen.“

„Gut: wetten wir! Um was?“

„Um zwei Tafeln Schokolade.“

Und sie ging wirklich durch das Lindental, zwar nicht um Mitternacht, aber ungefähr um neun. Es war eine warme und helle Nacht, und das Lindental duftete beraubernd nach Knoblauch. Dienstmädchen und Soldaten wandelten fest umschlungen die verschwiegenen Wege.

Sie schritt gelassen, fühlte bis ans Herz hinan. Kein Mensch schien das Bedürfnis zu spüren, ihre Bekanntheit zu machen. Schon hatte sie den gefahrvollen Weg fast hinter sich und den Rand des Parkes erreicht, da kam ihr wer entgegen. Sie wußte nicht, ob Mann, ob Frau; denn sie sah keinen Menschen an. Er ging vorüber, wie die anderen vorübergingen. Aber hinter sich im Dunkeln hörte sie plötzlich den Schritt tönen. Auf das Geräusch hin drehte sie sich um: ein Mann —; und bereute es sofort, denn er hatte, wie Männer sind, alsbald den Kurs gewechselt und stieg ihr nach.

Das Schicksal nahm seinen Lauf, und schließlich sprach er sie an. Etwas unbeholfen und holperig gesah das. Es kam ihr, offen gesetzt, unausprechlich albern vor.

Und dann folgte das bekannte Gespräch, wobei sie ein wenig schnippische Antworten gab, was er aber nicht merkte.

Und dann tauchte man — er wollte es — die Namen.

Und dann fragte er: „Was tun Sie so?“

„Ich studiere Gefang.“

Endlich finde ich wen, der mir meine Lieder singen kann!“ rief er begeistert.

„Ihre Lieder? Komponieren Sie?“

„Nein, ich besitze einen Band Morgenstern-Lieder, die mir bisher niemand hat singen können. Kennen Sie Christian Morgenstern?“

Sie kannte Christian Morgenstern.

„Und Christel Lohusen, den Komponisten?“

Christel Lohusen, den Komponisten, kannte sie nicht.

„Aber: „Das Mondschaf stand auf weiter Flur“ — das kennen Sie doch?“

Das auf weiter Flur stehende Mondschaf kannte sie wieder.

Auf Grund solcher Bekanntheiten knüpfte sich zwischen den beiden nächtlichen Lindentalspaziergängern eine Freundschaft, die zur Folge hatte, daß sie ihrer Wirtin die zwei Tafeln Schokolade geben mußte und er sie am folgenden Tage besuchte, die Morgenstern-Lieder von Lohusen unterm Arm. Die Wirtin schrie Zeter wegen der Moral. Ihm war es gleichgültig. Ihm kam es einzig darauf an, seine Lieder zu hören.

Auf Grund dieser Morgenstern-Lieder-Singerei, zu der er, übrigens nicht übel, die Begleitung wünschte, kam es zwischen den beiden zur Ehe.

Sie gab ihr Gesangsstudium auf. Der Lehrer war entsezt. „Dafür habe ich . . .“, begann er; aber sie blieb dabei, und der seine, weiße, vielversprechende Bogen mit dem Engagement nach Breslau slog in den Papierkorb.

In den ersten Jahren sang sie ihm die Morgenstern-Lieder. In den folgenden mußte sie für Geld im Kabarett singen. Dann ließen sie sich scheiden. Dann kam es zu Auktionsprozessen für die Kinder. Dann verlangte er sein Eigentum heraus: Bücher, Oberhemden, alte Jahrgänge längst entzücktsummter Zeitschriften, Operettentexten; und zuletzt: die Morgenstern-Lieder von Lohusen. Denn er hatte inzwischen wieder geheiratet, und auch sie — sang.

„Sehen Sie“, sagte die Wirtin, die sie einmal in der Stadt traf, „Sie haben mir damals nich' glauben wollen: 's Lindental is doch gefährlich!“

Die schöne Frau.

Zu keiner Zeit ist Frauenschönheit höher bewertet worden als in unserem Zeitalter, nie wurde sie mehr gepflegt und behütet. Eine Überschätzung der Frau und der Frauenanmut gestaltet sich heute schon Amerika, dort ist Minnedienst zu einer Art Gösenkultur geworden, dem die Männer blindlings den Klingenden Erfolg ihrer Intelligenz, ihrer Nervenkraft und ihrer angespanntesten Tätigkeit opfern. Die amerikanische Frau soll sich völlegen, sich schmücken, sie soll lächeln und plaudern, sie soll reizend sein, sie soll entsünden, sie soll Reid erregen. Reid bei den Frauen, die nicht so herrlich sind wie sie, und Reid bei den Männern, die diesen süßen Engel nicht besiegen dürfen.

Von dieser amerikanischen Verhimmung der Frau sind die Europäer noch weit entfernt. Auch bei den galanten Franzosen ist die Erwählte viel weniger Luxusgeschöpfchen als man gemeinhin annimmt, man liebt ihren Schick, ihre Grazie, man versieht sie auch ein wenig solange man verliebt ist — aber nebenbei verlangt der Franzose eine särtliche, unterhaltsame und würdige Repräsentantin seines Hauses, die auf sein Fortkommen und seinen Wohlstand sorgsam bedacht ist. Den gehörnten Schafskopf, als den uns die Schwankdichter dauernd den französischen Ehemann darzustellen belieben, würde man doch recht lange vergebens in Gallien suchen.

In den romanischen Ländern ist die Schönheit der Frau dem Mann ein unentbehrliches Etwas, für das man sich mit Vergnügen den Hals bricht, das man mit lebenshungrigen Sinnen begehrkt und bewundert, das der Mann als Besitzer aber recht bald gleichmütig überseht. Er ist auf ein gutes bequemes Leben eingestellt, und eine brave Haustfrau, die weder geistige noch körperliche Anstrengungen von ihm verlangt, dafür aber für gutes Essen sorgt, ist ihm das Liebste. Mag es sonst auch ein bissel drunter und drüber im Haushalt gehen, mag ihre schlante Huldgestalt auch auseinandersließen und ihr hübsches Gesicht früher verblühen! — Schönheit ist ein flüchtig Gut — das weiß er und nimmt's mit philosophischem Gleichmut.

Am dauerhaftesten ist im allgemeinen die Schönheit der germanischen Frauen. Ihre helle Haut ist widerstandsfähiger als die der Romanin und der Französin, ihr blondes oder braunliches Haar ergraut weniger rasch als das schwarze der Südländerin und ihr gleichmäßigeres Temperament erhält die Jugend länger.

Jetzt kommt seit einigen Jahren eine zielbewußte körperliche Pflege hinzu, und die Freude an schönen Stoffen, Formen und Farben. Diese entzündende Mode von heute gestaltet freundlich den Anblick auf wundervoll geformte Beine, auf schmiegsame särtliche Nacken, auf weiße schlante Arme, dadurch bedingen die früher sorgsam verborgenen reizvollen Körperteile eine besondere Sorgfalt, ein neuer Kultus der Schönheitspflege entstand. Auch die Zeit der falschen Zähne ist dahin, man pflegt die gesunden und lädt kleine Schäden sofort auszubessern, dadurch behütet man die leuchtende Pracht, so daß man bis ins hohe Alter bei einiger Sorgfalt mit seinen eignen Zähnen in die Welt lachen kann. Von großem Segen sind auch die freiwilligen Krankenkassen, die den weniger bemittelten Menschenkindern auch die Kosten für den Zahnarzt zum mindesten tragen helfen.

Falsche Haare sind ebenfalls verschwunden. Bei nicht sehr üppigem Haarmuchs ist der Bubikopf von Vorteil, denn zum Herrschaftsschnitt lang's immer noch, und man kann auch hier aus der Not eine Tugend machen. Man mag über den Bubikopf schmähen so viel man will, — besser als die verückten Haarwülste, die man noch vor zehn Jahren herumtrug, ist er immer noch!

Der hübsche lede kurze Rock gestattet auch keine Vernachlässigung der Füße mehr, in allen Schichten der Bevölkerung ist die Freude an hübschem Schuhwerk und am sauberem hellen Strumpf zu finden. Löcher in den Strümpfen, schiefe Absätze an den Schuhen gehörten früher nicht zu den Seltenheiten, aber der mildtätige lange Rock verbarg sie leusch und wichtig der spottlustigen Mütwelt.

Heute ist die Frau aller Stände sorgsam auf ihr Äußereres bedacht und trotz des viel leichter zerreibbaren Materials der Strümpfe, trotz der hohen spitzen Haken, die sich viel leichter

ablaufen, hat man selten den Anblick auf vernachlässigte Fußbekleidung.

Die Frau ist ästhetischer in ihrem Äußeren geworden. Es gibt keinen Unterschied mehr in der Kleidung zwischen Metropole und Provinz, keinen zwischen Alt und Jung, kaum einen zwischen Stadt und Land. Das macht die frischfröhliche Lebensbejähung der Kleider, deren Schnitt endlich praktisch geworden ist, und jedem denkenden und arbeitenden weiblichen Menschen zusagt.

Eine schöne Frau ist heute eine wirkungsvolle Frau, und von guter Wirkung ist jede gesunde harmonisch angezogene Frau, die es versteht Geist und Körper lebendig zu erhalten.

Fröhliche Energie, Güte und Anteilnahme an den Geschehnissen des Lebens adeln nicht nur den Geist, sie vermögen auch den Körper und das Antlitz zu verschönern, zwingt die Selbstzucht dann noch zu einem stolzen aufrechten Gang, zu anmutigen Bewegungen und Liebenswürdigkeit im Umgang, dann wird ein jeder Mensch gern kleine Unregelmäßigkeiten des Gesichts oder des Körpers in Kauf nehmen — er wird auch diese gesunde, heitere, liebenswürdige Frau eine schöne Frau nennen.

C. v. Wedelstaedt.

Obst für den Winter aufzubewahren.

Obst für den Winter aufzubewahren, und zwar so aufzubewahren, daß es sich auch lange hält, ist auch eine Kunst, die verstanden sein will. Erste Voraussetzung ist natürlich, daß man Räume habe, die sich für die Aufbewahrung eignen, am besten einen lustigen, aber nicht zugigen Keller, der weder zu feucht noch zu trocken sein darf. Nur wenn man über einen solchen verfügt, oder über eine gute Speisekammer, sollte man überhaupt den Versuch machen, einen größeren Vorrat an Früchten sich für den Winter hinzulegen, denn so verlockend es auch ist, in den langen Monaten, da man auf den Märkten und im Laden nur für teures Geld sich frisches Obst kaufen kann, immer auf die Vorräte, die man im Sommer eingekauft hat, zurückzutreten zu können, so wird doch diese Freude einem vergällt, wenn man immer wieder feststellen muß, wie eine Frucht nach der anderen faulig wird und weggeworfen werden muß: so kommt man nicht auf seine Rechnung. — Hat man nun einen Keller, der allen Anforderungen entspricht, dann muß man ihn aber noch sorgfältig vorbereiten, ehe man das Obst hineinlegt; die Wände müssen abgekraut werden, um alle Pilze und Bakterien, die sich an ihnen etwa angesetzt haben und die dem Obst gefährlich werden könnten, zu entfernen, und neu geweist, bzw. gestrichen werden. Ist der Keller allzu trocken, dann ist es nötig, Gefäße mit Wasser aufzustellen, das selbstverständlich von Zeit zu Zeit gewechselt werden muß. Bei übermäßiger Feuchtigkeit des Kellers dagegen empfiehlt es sich, Gefäße mit gelöschtem Kalk aufzustellen, der die Feuchtigkeit an sich zieht. Zugluft muß man vermeiden, denn diese kann das Obst schlecht vertragen, und natürlich muß der Keller auch frostfrei sein. Dann ist es unbedingt erforderlich, die Hürden, auf die das Obst gelegt werden soll, gründlich zu säuern und einige Tage an frischer Luft läuften zu lassen. Hürden müssen es schon sein, nicht einfache Bretter, damit Luft von unten an das Obst herankann.

Auch das Obst muß, nachdem es geplätszt worden ist, einige Tage an freier Luft liegen bleiben, damit es „auschwitzen“ kann. Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, dann kann man damit beginnen, die Früchte auf die Hürden zu legen. Dabei ist folgendes zu beachten: Birnen sind mit dem Stiel nach oben, die Äpfel umgekehrt mit der Blüte nach oben und mit dem Stiel nach unten zu legen, damit sie beim Herausziehen der Hürden nicht zu sehr hin- und hergeschüttelt werden, aber sie dürfen auch nicht zu dicht oder gar übereinander liegen, das Richtige ist, daß sie sich eben leicht berühren. — Während des Winters müssen natürlich sämtliche Vorräte in nicht zu langen Zwischenräumen immer wieder durchgesehen werden, ob etwa ein Stück angefault ist, denn wenn ein solches nicht rechtzeitig entfernt wird, dann steht es die übrigen an. Das Fallobst braucht man nicht so sorgfältig zu behandeln. Es kann einfach auf dem Boden des Kellers aufgesäubert werden, indem man Stroh oder Holzwolle ausbreitet hat. Nur empfiehlt es sich, Zwischengänge frei zu lassen, damit man überall bequem an das Obst heran kann, denn auch hier ist es erforderlich, die Vorräte öfters einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.